



„Andorra“: Das ist die Bühne, auf der der Zwiespalt zwischen Fremdenhass und Zivilcourage aufgezeigt wird. Foto: Alfred Michel

Gegen Intoleranz und Hass

Andorra Landestheater arbeitet Ambivalenz der Figuren sehr gut heraus

VON ELISABETH KLEIN

Marktoberdorf „Andorra“ ist der Name für ein Modell, erklärte der Schweizer Dramatiker Max Frisch zu seinem Stück, das seit seiner Uraufführung 1961 am Züricher Schauspielhaus von Generationen von Schülern analysiert wurde. Ein Modell zwischen Abstraktion und Realismus, in dem das Judenproblem nur als Demonstrationsbespiel dienen soll, wenngleich die Menschen darin lebenswahre Gestalten von typischer Bedeutung sind.

Lüge aus Angst vor Ausgrenzung

Der Blick auf die Bühne im Modeon wird angezogen auf den Mittelpunkt eines Marktplatzes, wo Barblin (Michaela Fent) sich anschickt, einen dicken Pfahl weiß anzustreichen. So ist es der Brauch in Andorra, so wird dem Zuschauer die erste deutliche Metapher gesetzt. Barblin ist die Halbschwester von Andri (Matthias Tuzar), was dieser Andere, der Jude, zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß. Ebenso wenig, wie die Kenntnis darüber hat, dass er des Lehrers (Fridtjof Stolzenwald) leibliches Kind und gar nicht jüdischer Abstammung ist. Aus Angst vor Ausgrenzung verschwieg der Vater die einstige Beziehung mit einer „Schwarzen“ aus dem Nachbarland

und machte aus dem Jungen ein jüdisches Findelkind. Das machte ihn damals zum Wohltäter, doch nun schlägt plötzlich die Stimmung um: Der Zwanzigjährige, der sich zu einer selbstbewussten Persönlichkeit entwickelt hat, wird zum Außenseiter in der Gemeinschaft der Andorraner.

Auch als Tischlerlehrling wird ihm die verdiente Anerkennung vorenthalten, der Geselle (Mario Lohmann) deckt die Ungerechtigkeit nicht auf. Der Vater erkennt, dass es für die Wahrheit bereits zu spät ist und ertränkt seine Feigheit im Alkohol. Selbst der Pater (André Stuchlik) findet die falschen Worte, wenn er Andri rät, seine Andersartigkeit anzunehmen. So leidet der Junge unter der Lüge seines Vaters. Er verzweifelt an der Untreue seiner geliebten Barblin, die sich mit einem Soldaten (Matthias Wagner) einlässt und er zerbricht unter dem Unrecht der Dorfbewohner, die ihn sogar des Mordes bezichtigen. Wohl wissend, dass der Mörder, der die Senora (Josephine Bönsch) aus dem Nachbarland tötete, aus ihren Reihen stammt. Sie hatte den Vater besucht und viel zu spät die Wahrheit ans Licht gebracht.

Die eindringliche Parabel um Fremdenhass und Zivilcourage, gespielt vom Landestheater Schwaben

in einer Inszenierung von Peter Kesten, hat seit seiner Entstehung in der Analyse von Ausgrenzung und Intoleranz nichts eingebüßt. Gerade, wenn der Tischlermeister Andri empfiehlt: „Warum geht er nicht zur Börse?“, weil „so einem das Tischlern“ im Gegensatz zu Geldgeschäften „ja nicht im Blut“ liegen kann, bekommt die antisemitische Pointe in unseren Tagen eine Gewichtung, die Max Frisch zweifellos amüsiert haben dürfte. Das großartige Ensemble versteht es vorzüglich, die ambivalenten Motivationen ihrer Figuren herauszuarbeiten.

Leider nur spärlicher Besuch

Matthias Tuzar spielt mit Vehemenz gegen die ihm zugeordnete Opferrolle an, in der es letztlich doch nur ein Scheitern geben kann. Auch wenn die wieder metaphorhafte, eng begrenzte Kulisse nur wenig Raum für spannende Figuren lässt, verleihen die Schauspieler dem kleinkarierten Mikrokosmos durch Charaktertypen eine beklemmende Kontur. Egal, wie weiß Barblin den Pfahl auch streicht, er wird am Ende zum Kreuz werden. Eine großartige Interpretation des LTS für ein ergreifendes und wichtiges Stück, das vom leider nur spärlich besetzten Auditorium mit viel Applaus bedacht wurde.